

Was braucht die Familie in Berggebieten zur gesunden Entwicklung?

Autor(en): **Caviezel, Gieri**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zeitschrift für öffentliche Fürsorge : Monatsschrift für Sozialhilfe : Beiträge und Entscheide aus den Bereichen Fürsorge, Sozialversicherung, Jugendhilfe und Vormundschaft**

Band (Jahr): **64 (1967)**

Heft 8

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-838119>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

zu organisieren. Auf jeden Fall bietet die Größe der Aufgabe Anlaß genug, daß die fähigsten Köpfe unserer Zeit sich mit der Lösung dieses Ernährungsproblems auseinandersetzen.

«Blick in die Zeit» (Bankhaus Vontobel)

Was braucht die Familie in Berggebieten zur gesunden Entwicklung?

Im Augenblick der Niederschrift dieser Zeilen hat der Feriensommer mit strahlendem Glanz begonnen und der Exodus der Flachlandbewohner in die hintersten Täler unserer Alpenregion mit Macht eingesetzt. Die Bergsiedlungen, vorab die Fremden- und Touristenzentren, füllen sich zusehends mit einer kunterbunten Schar erholungssuchender, sonnenhungriger junger und alter Menschen. Sie nehmen für Wochen Besitz von unseren Berglandschaften und dringen zugleich mehr oder weniger tief in das Leben ihrer angestammten Bewohner ein. Sie genießen die herrlichen Bilder und Schönheiten unserer leuchtenden Bergwelt, die tiefe Ruhe und Einsamkeit und fühlen sich im Umgang mit den Bergbewohnern glücklich und zufrieden. Das alles ist schön und gut. Doch hinter diesem beglückenden Bergsommer- und Ferienerlebnis steht die Realität des Bergbauernlebens mit seiner ganzen Problematik. Wir wollen diese Realität sehen, indem wir uns in dieser und der nächsten Nummer mit den Folgerungen aus einer sozialen Standortbestimmung vom Herbst 1966 und den entsprechenden Anregungen für Soziale Gemeinwesenarbeit im Fürsorgebezirk Ilanz GR näher befassen. Es handelt sich um die an der 57. Sitzung der Schweizerischen Familienschutzkommission vom 9. März 1967 in Zürich gehaltenen Referate eines Soziologen, einer Sozialfürsorgerin und eines Gemeindepräsidenten, erschienen in der Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit, Heft 6/Juni 1967. Lassen wir vorerst die Fürsorgerin und das Gemeindeoberhaupt sprechen.

Redaktion

Aus der Sicht des Sozialarbeiters

Der Fürsorgebezirk Ilanz, wo ich von 1955 bis 1964 tätig war, umfaßt die 34 Gemeinden der politischen Kreise Ilanz, Lugnez, Safien sowie die Gemeinde Flims. Von den insgesamt 12 000 Einwohnern sprechen etwa $\frac{3}{5}$ Romanisch, $\frac{2}{5}$ Deutsch, etwa $\frac{2}{3}$ sind katholisch, $\frac{1}{3}$ reformiert. Das Städtchen Ilanz (1843 Einwohner) bildet, außer für den nach Chur orientierten Kurort Flims (1444 Einwohner), das Zentrum der Region. Die Mehrzahl der Dörfer dürfen wir noch als eigentliche Bergbauerngemeinden bezeichnen mit jener Maiensäbromantik, die wir Unterländer so sehr lieben und erhalten möchten. Recht unterschiedlich gestaltet sich das Gemeinschaftsleben in den einzelnen Talschaften: in Safien (455 Einwohner), einer Walser Streusiedlung, ist es anders als in Tersnaus (141 Einwohner), und hier wieder anders als in Surcuolm (79 Einwohner). In diesen entlegenen Siedlungen vollzieht sich der soziale Wandel langsamer als beispielsweise in Villa (407 Einwohner), der Kapitale des Lugneztales, wo mittels einer Busverbindung nach den Emser Werken die Zahl der Industriearbeiter innerhalb der beiden letzten Jahre von 2 auf 38 gestiegen ist. Noch rascher geht der Wandel in Vals (968 Einwohner) vor sich, das im Begriffe steht, sich in einen mondänen Badekurort zu verwandeln, mit Bauten für rund 1000 Gäste, Appartementshäuser, Hotel-, Bade- und Sportanlagen, Einkaufszentrum. Flims andererseits, seit Jahrzehnten Kurort, entwickelt sich stetig weiter und zieht durch die Erschließung neuer Ski- und Wandergebiete die Nachbardörfer in einen Wachstumsprozeß ein.

Diese Gegenüberstellung soll die mannigfaltige Verschiedenheit der Region in jeglicher Hinsicht aufzeigen.

Eine solche Vielfalt erschwert zwar die Soziale Arbeit, läßt sie aber andererseits zu einem spannenden Erlebnis werden. Die zum großen Teil ungenügenden Verdienstmöglichkeiten der Bauern und Nichtbauern schaffen andere Voraussetzungen zur Sozialen Arbeit, als wir sie in den durch die Konjunktur begünstigten Gebieten finden. Die wirtschaftliche Not im Bergdorf weckt vielerorts den Willen zur tätigen Hilfe, die aber in Verkennung der tiefern Ursachen nicht immer ihren Zweck erreicht. Dafür ein Beispiel:

Die Bergbauernfamilie X. lebte mit ihren 8 Kindern in großer Not. Im Rahmen eines Hilfsplanes meldete die Fürsorgerin sie einem Frauenverein aus dem Unterland für die Weihnachtsbescherung. Später stellte sich heraus, daß Frau X. ihre Not im Dankbrief so eindrücklich zu schildern vermochte, daß bald weitere Pakete von überallher folgten. Da die Kleider nicht immer paßten, ging die Familie auf Bestellsystem über und erbat, als Zwillinge zur Welt kamen, einen Zwillingswagen, für die Kinder 5 und 6 Ski samt Schuhen usw. Nach und nach füllten sich zwei Kammern mit schmutziger Wäsche an, weil Familie X. nicht wagte, sie ins nahe Tobel – die Abfallgrube der Gemeinde – zu werfen und die Mutter weder willens noch fähig war, zum Geschenkten Sorge zu tragen. Warum sollte sie auch, der Nachschub war ja gesichert. Die schlimmste Auswirkung bestand schließlich darin, daß die häufigen Postpakete nicht unbemerkt blieben, daß sich in der Nachbarschaft Mißgunst bildete und Familie X., die ohnehin wenig Ansehen genoß, in eine eigentliche Außenseiterstellung geriet.

Wenn dieses Beispiel auch nicht verallgemeinert werden darf, so deckt es doch die Gefahren auf, die in einer von außen kommenden, unkontrollierten Hilfe liegen. Sie löst oft gerade jene Begehrlichkeit aus, die andererseits der Bergbevölkerung wieder vorgeworfen wird. Es handelt sich um eine Hilfe, die nach meiner Erfahrung nur selten zur Gesundung der Familie führt, im Gegenteil selbst gesunde Familien schwächen kann. Solche Fälle sowie Beobachtungen wie die folgenden haben mir gezeigt, daß die Ursachen gewisser Notsituationen außerhalb des Einzelnen liegen:

In der Gemeinde A. gibt es auf 350 Einwohner 20 Alkoholiker, und viele Junge besuchen jeden Tag die Wirtschaft. In der benachbarten Gemeinde B. finden wir keinen Trinker, während der einzige Süchtige der Gemeinde C. zum Außenseiter geworden ist, weil die Umgebung sein Verhalten nicht billigt.

In gewissen Dörfern ist die Zahlungsmoral gut, in andern bei gleichen wirtschaftlichen Voraussetzungen schlecht. Sanierungen seitens der Fürsorgestelle sind relativ leicht durchzuführen, wo *man* üblicherweise nicht auf Kredit kauft, und dort mit Schwierigkeiten verbunden, wo das Aufhäufen von Schulden von der Allgemeinheit geduldet wird.

Herrscht in einem Dorf ein gutes soziales Klima, dann ist in der Regel auch die Nachbarschaftshilfe noch erhalten: so hütet etwa die nichtbäuerliche Nachbarin während des Heuets das Jüngste der Bäuerin. Wo hingegen Mißgunst, Sippendenken überhandnehmen, wo Erbschaftsstreitigkeiten sich über Generationen hinziehen, wo Rivalitäten zwischen Bauern und Nichtbauern bestehen, dort verliert der Schwache, der zur Lebensbewältigung der gesunden Gemeinschaft bedarf, den Halt und wird leicht zum Versager.

Wegen der Abwanderung vor allem der aktiven, dynamischen Kräfte, der prekären finanziellen Lage Einzelner sowohl als der Gemeinde und der drohenden Überalterung fehlen vielerorts selbst die Voraussetzungen zu einem gesunden Gemeinschaftsleben, welches doch einen bestimmenden Anteil hat an der gesunden Entwicklung der Familie.

Angesichts der hiermit verbundenen Probleme möchte ich keineswegs die soziale Hilfe im Einzelfall (Soziale Einzelhilfe) in Zweifel ziehen. Aber es erhebt sich die Frage, ob wohl überall Aufwand und Wirkung der fürsorgerischen Bemühungen im richtigen Verhältnis zueinander stehen; ob es zu verantworten sei, sich bei der Häufung gleicher Probleme mit dem Einzelnen abzumühen, während durch Einwirken auf die Gemeinschaft bzw. auf die Struktur allenfalls

die Möglichkeit bestände, das Übel an der Wurzel zu fassen und gehäuftes Versagen Einzelner zu verhindern.

Diesem Zweck dient nun u. a. die Standortsbestimmung vom Herbst 1966 der Bezirksfürsorgestelle Ilanz. Über die Erhebung und ihre Ergebnisse ist bereits eingehend orientiert worden. Es würde zu weit führen, hier auf die Folgerungen, die sich für die Arbeit der Bezirksfürsorgestelle ergeben, einzugehen. Ich beschränke mich auf die Folgerungen im Blick auf *generelle* Hilfsmaßnahmen zur wirtschaftlich-sozialen Förderung der Region.

Es sei nochmals festgehalten, daß es keinem der Befragten gleichgültig war, was mit unsern Bergtälern geschieht. Volle Übereinstimmung herrschte darüber, daß unsern Bergdörfern mit der Hilfe an die Landwirtschaft letztlich nicht hinreichend gedient ist, zumal sie allein die Entvölkerung nicht aufhält und somit das Weiterbestehen der Bergsiedlungen nicht sichert. Mehrheitlich zielen die Vorschläge auf ein gut koordiniertes Nebeneinander von Industrie (in Ilanz), Gewerbe, Tourismus und Landwirtschaft.

Mit Nachdruck wurde immer wieder die Schaffung einer eigentlichen Planungskommission initiativer Persönlichkeiten für die ganze Region (einschließlich Kreis Ruis) gewünscht, in der Überzeugung, die Aufgaben solchen Ausmaßes würden die Kraft Einzelner und einzelner Gemeinden übersteigen, und es sei nurmehr die Zusammenarbeit, die zum gewünschten Ziel führe. Es sei höchste Zeit, etwas zu tun, die Pläne in die Tat umzusetzen.

Die Bezirksfürsorgekommission, namentlich deren Präsident, trat in der Folge mit vielen Persönlichkeiten in Verbindung, wobei in einer Reihe von Gruppen- und Einzelgesprächen Vorschläge entgegengenommen und Realisierungsmöglichkeiten erwogen wurden. Ein Bericht mit den Resultaten der Befragung und Anregungen des Soziologen für die Gestaltung der Aufbauarbeit dienten als Grundlage für die Diskussionen. Immer wieder äußerten die Beteiligten den Wunsch, es sei besonders auf eine gute Koordination zwischen den verschiedenen geplanten Bestrebungen, wie Wirtschaftsförderung, Bildungsarbeit, Verbesserung der Infrastruktur, Lösung der Freizeitfrage zu achten und eine eigentliche Koordinationsstelle zu schaffen, welche auch die administrativen Aufgaben zu besorgen hätte. Besonderer Wert sei auf eine gute Information zu legen. Gemeinschaftsarbeit heiße nicht, daß jedermann überall mitmache, auch nicht, daß die Hauptinitianten allein verantwortlich seien oder daß Experten die Probleme lösen sollten. Gemeinschaftsarbeit heiße: Zusammenschluß aktiver Persönlichkeiten, entsprechend ihren Interessen und Fähigkeiten zur Lösung konkreter Einzelaufgaben, je nach Bedarf mit Hilfe von Fachberatern. Die Erschließung neuer Erwerbsquellen dürfte wohl eine der schwierigsten Aufgaben sein, und es ist anzunehmen, daß die Gemeinschaft junger Leute, die einen Sportplatz baut, an dessen Entstehen das ganze Dorf Anteil nimmt, raschen Erfolg hat. Bei dieser Gelegenheit sei dankbar der verschiedenen Berghilfeorganisationen gedacht, die seit Jahrzehnten in diesem Sinne arbeiten und sich für die Verbesserung der Lebensbedingungen der Bergbevölkerung einsetzen. – Wichtig für unsere geplante Aufbauarbeit sind das gemeinsame Gespräch – das gemeinsame Tun. Wichtig sind kleine Erfolge, die zur Weiterarbeit anspornen und Mißerfolge ertragen helfen. Der Sozialarbeiter, scheint mir, könnte und sollte hier seinen Beitrag leisten, indem er Kontakte schaffen und fördern hilft, indem er eine vermittelnde Tätigkeit ausübt und koordinierende Funktionen übernimmt.

Kommen wir zurück auf die Frage: Was braucht die Familie in Berggebieten zur gesunden Entwicklung?

Unsere Erhebungen haben gezeigt und die Erfahrung lehrt uns immer wieder, daß der Bergbewohner ähnliche Bedürfnisse und Wünsche hat wie der Städter. Es scheint mir illusorisch, ihn zum Verzicht zu erziehen. Die Lösung der Frage besteht m. E. darin, daß wir die Voraussetzungen zur Befriedigung dieser seiner Bedürfnisse und Wünsche schaffen: ein gesundes soziales Klima im Dorf – gute Verdienstmöglichkeiten – vermehrte zentrale Bildungsstätten (z. B. Mittelschule, Lehrstellen, Hilfsschulen) – Freizeitmöglichkeiten u. a. m. Den Idealzustand werden wir kaum erreichen; es genügt, daß wir ihn anstreben!

Susi Käser, Fürsorgerin, Ilanz

Aus der Sicht eines Gemeindepräsidenten

Die Probleme, die der Einzelne, eine Familie, ein Dorf und eine Talschaft bewältigen sollten, sind mannigfaltig. Die Konjunktur hat auch unser abgelegenes Bergtal, das Lugnez, im Vorbeigehen berührt, hat manches geändert, andererseits aber verschiedene Lebensgebiete wenig oder nicht beeinflusst, so daß die Kluft, die Unterschiede zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen noch größer wurden, als sie schon waren. Es ergaben sich neue Probleme. Es sieht im Augenblick so aus wie in einem halb zerstörten und frisch gestörten Ameisenhaufen. Versuchen wir in Kürze eine Übersicht zu gewinnen. Im Mittelpunkt steht der einzelne Mensch, die Familie, die Dorfschaft, die Talschaft.

1. Wollen wir uns mit dem Kleinkind beschäftigen. Es findet in einer Bauernfamilie im Bergdorf meistens genügend Entwicklungs- und Beschäftigungsmöglichkeiten, hat Gelegenheit, dynamisch in die Welt der Realität hineinzuwachsen. Was aber soll mit den Kindern aus Handwerker-, Angestellten- und Arbeiterfamilien geschehen? Sehr wahrscheinlich müssen Kleinkinderschulen, Kindergärten errichtet werden. Da ergeben sich die ersten Schwierigkeiten in bezug auf Standort, Transport, Finanzierung und Organisation.

2. Bekanntlich sprechen die Lugnezer romanisch. In 30 Wochen jährlich sollte innert sechs Jahren das romanische Schulkind soweit gefördert werden, daß es die Aufnahmeprüfung für die Sekundarschule besteht. In den ersten 3–4 Jahren der Primarschule wird ausschließlich romanisch unterrichtet. Nur die letzten 2 Jahre dienen der Erlernung der deutschen Sprache. Wie lange noch kann das romanische Kind mit dem deutschsprechenden Schritt halten in der Ausbildung? Es muß eine bessere Lösung gefunden werden, oder dann verpassen wir den Anschluß.

Ein besonderes Kapitel stellen die in der Entwicklung zurückgebliebenen Kinder und die geistig Behinderten dar. Heute sind sie die Passivmitglieder in unseren regulären Primarschulen!

3. Zum Glück hat man in den letzten Jahren eingesehen, daß der Schulentlassene ein Anrecht auf eine angemessene Ausbildung hat, das heißt, eine Lehre absolvieren darf. Noch zu oft wird eine solche unterlassen, und die Jünglinge und Töchter müssen sofort dem Erwerb nachgehen, um die Familie daheim unterhalten zu helfen. Ein Beispiel: Von einundzwanzig 16–20jährigen einer Gemeinde absolvieren heute 5 eine Lehre, 5 arbeiten im elterlichen Bauernbetrieb und die restlichen 11 gehen dem Verdienst nach. Wir wollen nicht mehr ein Volk der Handlanger bleiben. Für die angehenden Bauern muß auf breiter Basis und unter Vermeidung von großen Kosten eine Ausbildungsmöglichkeit geschaffen werden. Das Recht auf Ausbildung steht auch den Mädchen zu.

Es müssen dringend Ausbildungsmöglichkeiten in unserer Nähe vorhanden sein, um die Kosten zu senken und um die Lehrlinge der Obhut und Aufsicht der Eltern nicht zu entziehen. Manches Kind aus unseren Bergtälern hat in letzter Zeit aus Mangel an Betreuung in der Stadt Schiffbruch erlitten.

Wenden wir uns den Erwachsenen und ihren besonderen Problemen zu. Es ist nicht damit getan, daß wir moderne Bauten in die Berggebiete pflanzen oder Subventionen hineinpumpen. Ich möchte die bis heute geleistete Arbeit und die finanzielle Hilfe nicht kritisieren oder bagatellisieren, sondern dankend anerkennen. Aber läßt sich die Situation im Berggebiet nicht beinahe mit einem alten Kleid vergleichen, welches, nachdem es geflickt ist, wieder an einem anderen Ort einen Sprung in der Naht aufweist?

Aus diesem Grunde müssen alle Probleme gemeinsam erfaßt werden, und es sollte eine umfassende Lösung gefunden werden für eine ganze, von der Natur aus sich ergebende Region. Da stellt sich die Frage: Lohnt sich die Mühe überhaupt? Ist es nicht zu spät? Ein Beispiel: Von den 332 Einwohnern eines Bergdorfes im Alter von

über 60 J. 64 Einw. 19%	20—60 J. 142 Einw. 43%	16—20 J. 10 Einw. 3%	7—16 J. 73 Einw. 22%	1—7 J. 43 Einw. 13%
-------------------------------	------------------------------	----------------------------	----------------------------	---------------------------

Man kann kaum die Behauptung aufstellen, das Dorf sei überaltert und eine Hilfe nutzlos. Der Nachwuchs macht ja nicht weniger als 38% aus. Tropfenweise aber verbluten unsere Bergdörfer, wenn es nicht gelingt, die Struktur zu ändern und die Erwachsenenbildung neu zu organisieren. Ein Beispiel aus einem Bergdorf: Von den 73 Haushaltungen sind

Haushaltungen total	Junggesellen- Haushaltungen	Haushaltungen mit Kindern unter 15 J.	intakte Haushaltungen	Haushaltungen deren Kinder z. T. wegzie- hen mußten
73	8 = 11%	22 = 31%	11 = 14% mit total 20 Kindern	32 = 44% Weggezogene Kinder 98, im Durchschnitt 3

Für zwei Kinder reicht der Verdienst daheim oder in der näheren Umgebung aus. Durchschnittlich drei Kinder pro Familie mußten in den letzten Jahren fortziehen. Es sollte uns gelingen, diese Abwanderung zu reduzieren, und zwar durch geeignete Arbeitsmöglichkeit in der Nähe.

Im Prinzip soll dabei das Bauerntum die Grundlage bilden, Handwerk, Industrie und Tourismus sollen ergänzend wirken.

In der Erwachsenenbildung sollen neue Wege beschritten werden. Es sind einige gute Anfänge zu verzeichnen: Denken wir an jenen jungen Lehrer droben, der es als richtig erkannt hat, daß die Freizeit eine entscheidende Rolle im Leben eines jungen Menschen spielt. Deswegen scharte er eine Anzahl junger Leute um sich, um mit ihnen ungezwungen, ohne Statuten, ohne Vereinsbildung, zu turnen, Theater zu spielen, zu wandern. Auf diese Art und Weise kann die Jugend ohne Zwang auf einen richtigen Weg gelenkt werden.

Wir wollen leben und arbeiten, gestalten und formen; wir wollen uns erhalten und unseren Beitrag an die Gemeinschaft leisten. Damit wir das aber tun können, sind wir auf die Hilfe von außen angewiesen. Wir denken da nicht in erster Linie an finanziellen Zustupf, sondern vertrauen auf den Rat von Fachleuten, die uns helfen, die Situation zu meistern, soweit es uns möglich ist.

Unsere Aufgabe ist es, aus den heutigen Gegebenheiten eine neue Strukturform zu realisieren. Dabei soll nicht nur das Materielle umgeformt werden, sondern auch die Bildung auf allen Stufen und in allen Lebensabschnitten. Wir laden alle ein, die guten Willens sind, mitzuarbeiten.

Gieri Caviezel, Gemeindepräsident und Lehrer, Vrin

NB. Wir zählen in unserer Testgemeinde 73 Haushaltungen, davon sind 56 Bauernbetriebe, deren Reineinkommen im Durchschnitt Fr. 3600.— je Jahr beträgt. Großvieheinheiten (GVE) pro Bauernbetrieb im Durchschnitt: Gemeinde 400 GVE : 56 = 7,1 GVE.

Rechtsentscheide

Armenrechtliche Kostentragungspflicht für Administrativversorgte. Der zwangsweise, behördlich verfügte Aufenthalt einer mündigen Person begründet gemäß Artikel 6 Absatz 3 des Konkordates über die wohnörtliche Unterstützung keinen Konkordatswohnsitz. «Zwangsaufenthalte» von unter Schutzaufsicht Gestellten sind wie «Familienpflegen» zu behandeln.

I. 1. Der bei seinen Eltern in S. aufgewachsene Z. R., geb. 1945, z. Z. in der Arbeitsanstalt Schachen in D. bereitete schon früh erzieherische Schwierigkeiten, weshalb er im Jahre 1952 vorübergehend in die Beobachtungsstation Gotthelfhaus in B. untergebracht werden mußte. Nach der Schulentlassung im Jahre 1961 trat er eine Mechanikerlehre an, die er bereits nach einem halben Jahr wegen mangelnden Leistungen und schlechtem Betragen aufgeben mußte. Eine Coiffeurlehre konnte er dann in der Folge knapp zu Ende führen. Wegen mehrmaliger Entwendung eines Motorfahrzeuges zum Gebrauch und Führung eines Motorfahrzeuges ohne Führerausweis und Haftpflichtversicherung wurde er durch das Jugendgericht S.-L. am 26. Dezember 1963 mit einer Geldbuße gebüßt. Nach Absolvierung der Rekrutenschule versah er verschiedene Arbeitsstellen, die er jeweils zufolge Kündigung wegen unzuverlässiger Arbeit oder Arbeitsaufgabe ohne Kündigung wieder aufgab. Ab 16. November 1965 ging er überhaupt keiner Arbeit mehr nach, weshalb sich die Eltern über sein arbeitsscheues Betragen bei den Behörden beklagten. Auf Grund des durch das Departement des Innern durchgeführten Versorgungsverfahrens konnte R. Z. am 14. Dezember 1965 die durch die Schutzaufsicht des Kantons Solothurn vermittelte Arbeitsstelle bei einem Coiffeurmeister in U. ZH antreten. Mit Verfügung des Departementes des Innern vom 23. Dezember 1965 wurde R. Z. gemäß § 6 des Gesetzes über die Versorgung und Verwahrung in Arbeitsanstalten vom 20. Juni 1954 (Versorgungsgesetz) für die Dauer von 2 Jahren unter Schutzaufsicht gestellt und angewiesen, regelmäßig zu arbeiten, den Arbeitsplatz ohne Einwilligung der Schutzaufsicht nicht zu verlassen und sich einer Lohnverwaltung zu unterziehen. Für den Fall der Nichtbewährung wurde die Einweisung in eine Arbeitsanstalt angedroht.

2. R. Z. hat sich in der Folge nicht bewährt und sich der Schutzaufsicht entzogen. Die vermittelte Arbeitsstelle beim Coiffeurmeister wurde schon nach 2½ Tagen wegen mangelhafter Leistung aufgegeben. Er hat in U. verschiedenen Arbeitsstellen innegehabt, die er aber jeweils nach kurzer Zeit durch Kündigung